

Zwei Briefe des 1855 nach Brasilien ausgewanderten Zürcher Unterhändlers Johannes Albrecht

Autor(en): **Bosshard-Gloor, Hans / Albrecht, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **112 (1992)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985252>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwei Briefe des 1855 nach Brasilien ausgewanderten Zürcher Unterländers Johannes Albrecht

Herausgegeben von Hans Bosshard-Gloor

Zur Einführung

Im 19. Jahrhundert veranlassten in der deutschen Schweiz Notsituationen wie Armut und Arbeitslosigkeit, vielleicht auch Abenteuerlust, viele Hunderte zur Auswanderung. Bevorzugtes Land war Nordamerika. Zwischen 1853 und 1855 bereiste Heinrich Bosshard, von Seen ZH, Lehrer in Schwamendingen und Dichter des Sempacherliedes, weite Gebiete Nordamerikas, um die Möglichkeiten für eine Auswanderung auszukundschaften. Er gab monatliche Berichte heraus, die gedruckt wurden und abonniert werden konnten. 1860 liess er sich dann mit seiner Familie endgültig als Farmer in Highland/New Switzerland in West Virginia nieder. Es gab ein eigentliches «Amerikafieber». Wenn auch weitaus der grösste Teil der Emigranten Nordamerika als ihr Ziel im Auge hatten, gab es doch auch Auswanderer nach Brasilien, Argentinien und Australien.

So sind rund 40 Einwohner von Stadel bei Niederglatt und Umgebung im September 1855 nach Brasilien ausgewandert. Unter ihnen befand sich auch Johannes Albrecht. Er war am 5. März 1817 in seinem Heimatdorf Stadel geboren, als 9. von 10 Kindern des Hans Heinrich Albrecht (1777–1865), Tag- und Nachtwächter, im Nebenamt Sigrist, und seiner ersten Ehefrau Anna Barbara geb. Hauser. Am 26. September 1855 reiste die Gruppe nach Hamburg und von dort mit einem Dreimaster-Hochsee-Segelschiff nach Brasilien. Die Leute mussten sich auf der Reise selbst verpflegen und deshalb Proviant für mehrere Wochen mitnehmen. Die ganze Seereise dauerte volle 65 Tage. Der erste Brief, den

Johannes Albrecht nach Hause schrieb, ist datiert «Santos d. 20. Christmonat 1855», und der zweite «St. Paulo d. 26. Christmonat 1858». Brasilien war damals ein Kaiserreich und wurde von 1831 bis 1889 von Pedro II. regiert. Die beiden Briefe richtete Johannes an seinen Stiefbruder Hans Heinrich Albrecht, Sohn aus 2. Ehe des gleichnamigen Vaters mit Elisabetha geb. Meyer. Hans Heinrich Albrecht (1832–1902) war mein Grossvater mütterlicherseits. Er arbeitete damals auf der Notariatskanzlei in Niederglatt und 1860 auf jener in Kloten. Später war er dann einige Zeit Gemeindeammann in seiner Heimatgemeinde Stadel. Johannes Albrecht starb am 4. April 1875. Sein Tod wurde etwa im Mai/Juni ins Totenbuch der Gemeinde Stadel eingetragen, mit dem Zusatz: «st(arb) auf dem Meer.» Er ist somit auf einer der von ihm geplanten Reisen nach Nordamerika und Australien, oder auf der Rückreise in die Heimat auf hoher See gestorben. Mit seinen Habseligkeiten kamen auch die beiden Originalbriefe meines Grossvaters nach Stadel zurück.

Die beiden Briefe von Johannes Albrecht aus Brasilien sind im Original nicht mehr vorhanden, dafür wortgetreue Abschriften meines Grossvaters. Dieser schrieb darüber an Johannes im April 1860: «... Der schweizerische Bundesrath ließ durch alle Cantonsregierungen die Briefe von Colonisten in Brasilien durch öffentliche Blätter einfordern, worauf auch ich der zürcherischen Regierung deine 3 letzten Brief u. diejenigen der Ausgewanderten von Nöschikon soweit sie über ihr Befinden Aufklärung boten, einhändigte. Seither erhielt ich sie nicht wieder, gut, daß ich von deinen beiden letzten Briefen Abschriften genommen.» Dies tat er in schöner, kleinster deutscher Kurrentschrift. Diese wiederum habe ich mit der Schreibmaschine kopiert. H. B.

Die beiden Briefe

Santos d. 20. Christmonat 1855

Liebe Eltern u Geschwister, Freunde u Bekannte!

Lieber Vater! Ich habe dir versprochen zu schreiben, wenn ich hier glücklich angekommen sei, und mir ists, ich höre euch ängstlich ausrufen: wie es mir doch gehen möge ? ob ich noch lebe ? und glücklich mit den andern hier angekommen sei oder nicht ? Das will ich euch mit einer kurzen Beschreibung mittheilen.

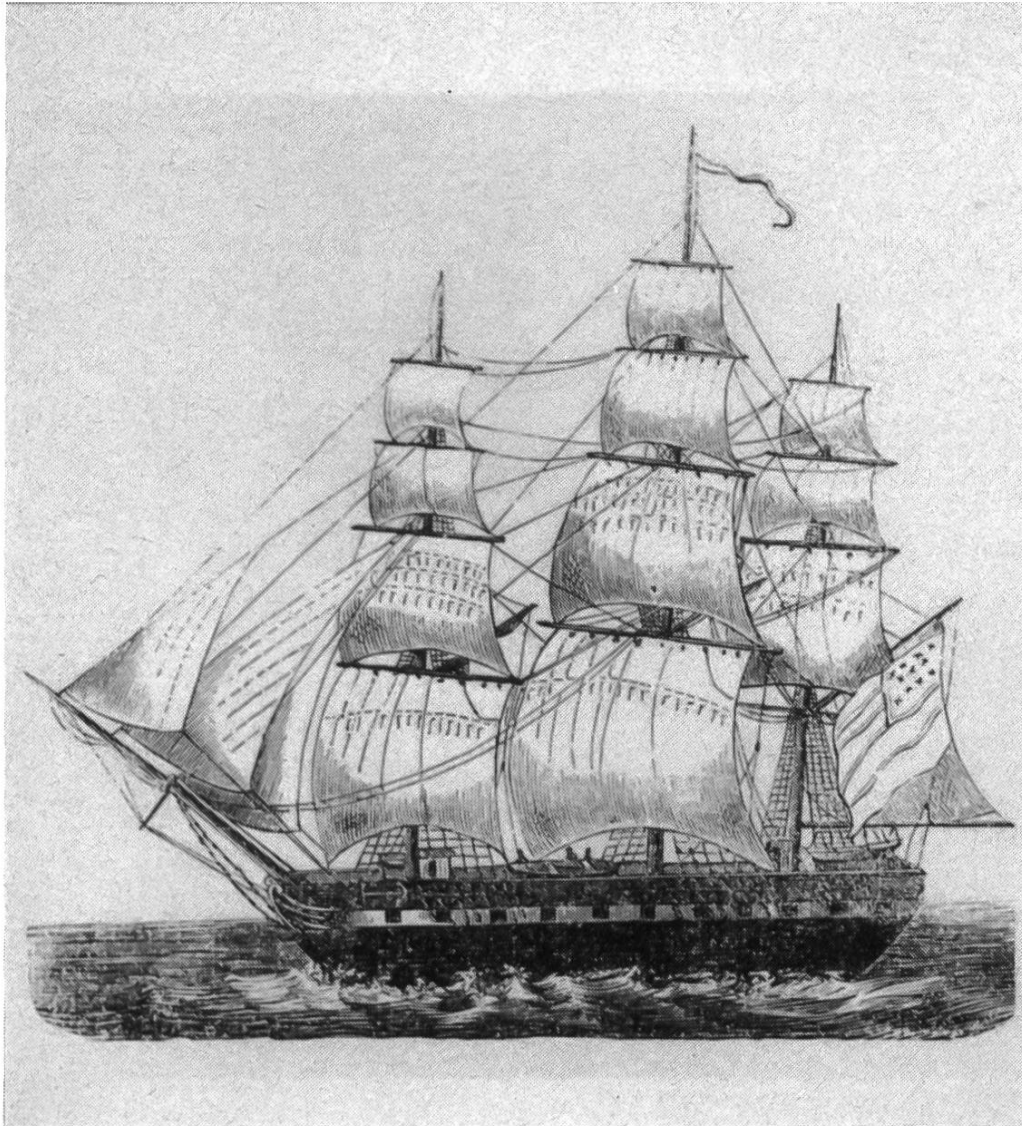


Abbildung 1:

Dreimaster-Schiff, das in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts regelmässig von Hamburg nach Rio de Janeiro und Montevideo gefahren ist, Zeichnung auf dem Prospekt der Firma Auswanderungs- und Geschäfts-Bureau von Andreas Zwischenbart in Basel.

(Ganzseitige Abbildung des Prospektes auf dem Vorderdeckel des Werdenberger Jahrbuchs 1. Jahrgang 1988.)

Alles was wir gesehen oder gehört und was auf einer solchen Reise vorkommt würde zu viel Zeit und Papier kosten; nur wie diese Reise angefangen und einen Ausgang genommen, will ich einiges mittheilen.

Wir fuhren am 7. Oktober von Hamburg ab um 12 Uhr nachmittags; es war ein herrlicher Tag; dann fuhren wir bis Cuxhafen an der Nordsee, es war Abend; dann wurden die Anker geworfen, weil der Capitain einen Orkan befürchtete, welcher auch bald eintrat, doch uns ohne Schaden, weil wir noch auf der Elbe waren, und noch Grund hatten, was auf dem hohen Meer nicht mehr der Fall ist. Schon den 12. Oktober sahen wir ein Schiff im Hafen von Hamburg dem die Wellen eine Wand einschlugen; auch Dampfschiffe kamen auf die Elbe zurück um Anker zu werfen. Wir weilten dort bis den 15ten, dann fuhren wir auf die Nordsee. Schon den 16. erhob sich ein Sturmwind, das Schiff spielte auf den Wellen in die Höhe und wieder hinab. Durch diese Schwankungen wird es Jedem, bis man sich gewöhnt ist, schwindelig, nicht daß es gefährlich sei; ich glaube, die grössten Wellen haben 30 – 40 Fuss Höhe, nicht wie Berge, wie man bei euch sagt; nur tritt dann die Seekrankheit schneller ein; wir haben auf unserm Schiffe alle mit einander bekommen. Die Kinder am meisten, denn sie bekommen des Tages 2 (?) mal zu essen aus der Küche. Die Seekrankheit ist nicht gefährlich, man muss nur jedesmal, wenn man sich erbrochen hat, sogleich wieder essen, habe man Appetit oder nicht, so ist es in 2 oder 3 Tagen gut; nur wenige hatten sie 6 u 7 Tage. Auf dem Verdeck ist es am Gesundesten. Auf unserm Schiffe ist nur ein Kind von 1 Jahr u. eine Frau von 65 Jahren gestorben ; beide sind vernachlässigt worden.

Von Stadel sind gottlob alle gesund hinüber gekommen, nicht Eines mußte nur im Bette liegen, was niemand geglaubt hätte. Am besten sind auf dem Schiff: Schnitz, Zwetschgen, dürre Birnen, Käs, Ziger, Dürres Fleisch oder Würste, Himbeersirup, was man in Hamburg kauft; Tropfen sind unentbehrlich für alle, welche fortreisen.

Wir mussten also vom 15. bis 23. Oktbr. auf der Nordsee kreuzen, weil der Wind nicht günstig war und der Capitain auf guten Wind wartete, um in den Canal von England und Frankreich zu fahren; den 24. morgens fuhren wir in den Canal. Das Land liegt ziemlich hoch vom Meer, eben und mit sehr schönen Ufern, auch sahen wir eine sehr schöne Stadt an der englischen Küste. Wir waren also 3 Wochen gefahren, was wir in 5 oder 6 Tagen bei gutem Wind gemacht hätten. Endlich kamen wir

den 6. Wintermonat auf die Höhe von der Insel Madeira und die Canarischen Inseln, dann bekamen wir guten Wind, auch schon viel wärmer. Den 11. früh Morgens rief der Capitain Allen aufs Vordeck, dann sah man 2 sehr grosse Fische, welche man selten hier sehe; sie waren wie ein grosser Weidling, und spritzten durch den Rücken aus einer Röhre Wasser hoch in die Luft. Auch sahen wir fliegende und viele Arten grosser Fische, welche nicht alle genannt werden können, und man nicht genug Raum hätte u. ich andere Schönheiten betrachtete. Wir hatten jetzt sehr schönes Wetter und immer guten Wind; man rechnet, wenn der Wind in alle Segel kömmt, 120 Stunden in 1 Tag zu machen; man kann sich nichts schöneres anschauen, als ein Schiff mit Blitzesschnelle auf dem Meere dahin fliegen zu sehn, wenn alle Segel gespannt sind, so ists wie ein fliegender Berg, den man nicht genug bewundern kann. Wir fuhren endlich am 21. Wintermonat unter dem Äquator durch, die Hitze war nicht gross, viele hatten die Röcke an, denn der Wind hielt immer gleich an, es sei sonst eine Seltenheit, daß unter dem Äquator Wind gehe. So ging unsere Reise glücklich, bis wir den 2. Christmonat die Bergesspitze von Riogrand o sul u Rio Janeiro erblickten, wir sahen nur die Küsten; es war noch zu entfernt, von Rio Janeiro bis Santos rechnet man 2 bis 3 Tage; wir könnten schon am 4. in Santos sein, aber der Wind kam immer von der Küste her, den 5. fuhren wir in den Hafen von Santos ein, welcher sehr enge ist u. durch ein Castell geschützt ist, gerade wo der Canal eine starke Krümmung macht u hier selten günstiger Wind gehe, so daß bereits alle Schiffe eine Meile weit gezogen werden müssen, denn wie der Canal, so machen die Berge einen herrlichen Ring. Wenn man vom Ocean in den Canal kommt, so erblickt man eine schöne Bergreihe ähnlich unserm Schweizergebirge, nur nicht so hoch u kein Schnee. Sie ziehen sich ringförmig in das Land hinein und immer mit grünem Holze bewachsen, u. neben Orangen, Bananen und vielen Arten Holz hebt sich der schöne schlanke Palmenbaum hoch über anderes empor, was auf das Gemüth einen seltenen Eindruck macht, es wechseln Freude und Hoffnung, nach so langer Seereise endlich das Land zu sehen, wohin man schon so manchen Tag vergebens geschaut hatte, mit der Frage, was wird es mir wohl bringen? oder ob Glück oder Unglück unser warten. Solches fühlt nur der, welcher nach langer Seereise wieder festes Land besitzen kann auf seiner neuen Heimath.

Liebe Eltern und Geschwister! Die Reise ist nicht gefährlich, aber beschwerlich für Alle; man kann sich vieles erleichtern, wenn sich die Be-

kannten mit einander vereinigen u beisammen sind; Alle von Stadel waren beieinander; nur der Seeschneider konnte mit niemand auskommen, immer zankte er mit Jedem, so wichen ihm alle aus, dann zankte er mit andern.

Unsere Reise ging jetzt immer besser; Anfangs hatten wir Sorge, aber der Wind kehrte sich um u. ist immer geblieben bis wir hinüber waren. Wir hatten eine herrliche Reise, schön und keine Stürme mehr, u man konnte die Schönheiten der Werke Gottes nicht genug bewundern; man vermag es nicht zu denken, weniger zu beschreiben, besonders den Auf- und Untergang der Sonne, des Morgens in vergoldeter Pracht abgespiegelt in den Wogen des Meeres, abends in blutroter Farbe wie eine 3fache Kugel auf dem Wasser, eine schönere Reise hätten wir nicht haben können. Auch hatten wir auf unserer Reise viel Vergnügen, besonders ist unser Capitain zu empfehlen « Möhler aus Hamburg»; er hielt strenge Ordnung, die Matrosen durften niemand beleidigen, er sorgte für Gesundheit u Reinlichkeit, gab den Kranken von seinem Tisch auch Arzneien, den Kindern theilte er alle Wochen Äpfel u. Birnen aus und war gegen alle gut; auch hier besuchte er uns oft, u. auf der Strasse rief er uns, wo er uns sah; kurz es liebten ihn alle wie einen Vater. So kamen wir den 11. Dezbr. hier an u sind 65 Tage auf der Reise gewesen, welche Strecke schon in 50 Tagen gemacht worden. Schon im Canal kam uns Hr. Vergueiro u 1 Polizeibeamter entgegen, auf unser Schiff u machte uns die Anzeige, daß in Rio de Janeiro die Cholera ausgebrochen sei u in Santos 2 davon gestorben seien u deßwegen der Pass auf die Hochebenen in St. Paulo abgesperrt u durch Soldaten besetzt sei; damit sie nicht durch die Einwanderer dorthin bracht werde, so habe er dafür gesorgt, daß, wer nicht auf seine Kosten hier bleiben könne, weil jetzt alles so theuer werde u man nicht wisse, wann die Sperrung gehoben, nach Utahaba (?) gebracht werden, es seien Schweizerkolonien, 4 Stunden vom Meere u noch in der Provinz St. Paulo, dort haben sie gerade Arbeit u kommen nicht in Schulden, wenn es offen sei, so können sie später nachkommen, wer aber Alles bezahlt u noch Geld habe hier zu warten, der könne machen was er wolle; so kam es, daß Bucher u Hauser u noch 94 Personen dorthin kamen; nur Wenige blieben hier; auch wir sind hier geblieben. Wir haben unsere Kost vom Herrn, weil es weniger kostete und Alles einkaufte für uns, von wegen der Sprache, auch spricht Vergueiro Deutsch, er kommt oft zu uns, warnte uns auch, dass wir nicht einen so schlechten Ruf bekommen, wie die Deutschen u. Schweizer, welche

3 Wochen vor uns angekommen u sich Alles erlaubten, auch ist der Botte und dessen Frau von Nöschikon, von der Hülfsgesellschaft von Rio nach hier spediert worden. Es sind unser 40 beisammen, wir beschaun die Herrengüter u besichtigen die Stadt u die Umgebung. Santos ist hinter einem hohen Berge, ist keine große Stadt, hat gerade Strassen, ist katholisch, hier treibt alles Handel, Niemand arbeitet auf dem Lande, nur die Schwarzen müßen den Herren alles bearbeiten, denn hier sind mehr Schwarze als Weiße, sehr gute Menschen. Die Gegend um Santos liegt ganz eben u nicht angebaut, nur einige Güter welche eingemacht sind, sind angebaut. Da sieht man Pflaumen, Pfirsiche, Pommeranzen, Citronen, Ananas, Feigen, Rosinen, Aepfel, Birnen, und Vieles kannten wir nicht, auch Reblauben über die Wege gepflanzt, so voll, daß ganze Reihen herabhingen, reife Trauben, weiß u blau, halb gewachsen und noch ganz klein, sie werden hier viel grösser, als bei Euch; aber diese Leute hier achten und pflegen sie nicht u doch gibts mehr als sie verdienen, sie leben ohne Sorgen, die Lasten drücken sie nicht. Das Land ist hier mit Naturschönheiten begabt, wie sich Niemand denken kann. Um diese Zeit, wann bei euch Winter ist, stehen hier ganze Bäume mit Früchten beladen. Wenn das Land nur bearbeitet würde, so gäbe es kaum ein schöneres. In den Wäldern ists sehr schön. Viele Arten bunter Vögel mit ihrem Gesang den Wald erfüllen; auch die Lerchen und Amseln sind hier. In den Wäldern wachsen Bananen, Pilze, wilde Trauben, Ananas, welche zu essen sind wie Erdbeeren, aber so groß sind wie bei euch die Räben u kugelrund, und viele Arten, welche nur Eingeborene kennen. Hier hats sehr gute Leute, sie wollen immer mit ins reden, deuten oder strecken uns die Hände zum Gruss, besonders die Schwarzen, aber wir verstehen sie nicht. Hier hats viele Slaven, 20–30 bei einem Herrn, sie wissen und achten das nicht, alles sind Schwarze; sie haben es nicht sehr streng, denn hier arbeitet man nicht wie bei euch, sie gehen davon wann sie wollen, wenn sie nur Nahrung und Speise haben. Hier gibts immer noch Land genug zu kaufen an allen Orten; wer noch auswandern will, der akkordire mit Namen auf dem Contract, auf welche Colonie, den Herr Vegueiro halt denselben genau, man muß nicht zweifeln, er ist ein Mann von grossem Ruhm hier wie daheim, er ist schweizerischer Consul, wenn man nur gute Zeugnisse hat, bekümmert euch nicht um uns, denn hier findet man sein Auskommen wie bei euch nicht. Wie es uns gehe, kann ich euch nicht sagen, bis wir einige Zeit auf der Colonie sind, dann wollen wir euch alles pünktlich schreiben, ob man sich gut befinde

oder nicht; wann ich euch wieder schreibe, weiß ich nicht, ich möchte euch nicht mit vielen Briefen beschwerlich sein; es kann sich ein Jahr verziehen, unsere Adresse kann ich noch nicht machen, sie wird aber mit dem ersten Brief auf der Colonie folgen. Wir sind hier 10 Tage auf unsere Rechnung, den 18. aber kam die Nachricht, daß die Sperrung durch den Kaiser aufgehoben sei, denn hier kommen alle Lebensmittel, Fleisch, Brod, Caffee, und das Meiste von Yeaulo (?); ab den Colonien kommen ganze Schaaren Maulthiere mit Lebensmitteln beladen, hier an, denn hier lebt alles vom Handel, hier hats die schönsten Kaufläden, aber alles sehr theuer. Unsere Abreise nach Jbikaba ist auf den 30. bestimmt, wenn die Maulthiere kommen, wer nicht laufen kann, wird aufgesetzt; denn in den ersten Tagen, wenn man an das Land kommt, kann man nicht strenge laufen u doch wartet man mit Verlangen auf den Tag an seinen Bestimmungsort zu gelangen. Sorget nicht für uns, denn wenn wir nur gesund sind, so geht es schon gut hier, denn es ist keine drückende Schuldenlast auf dem Lande wie bei euch; Heimweh hat Keines; es ist allen wir seien nicht so weit entfernt; denn überall gibts gute Menschen und Gott waltet und wohnt hier wie bei euch.

Lieber Vater! Ich hoffe nur, daß euch alle mein Brief in bester Gesundheit antreffen möge, wie er uns gottlob alle verläßt.

Ich muß abkürzen, denn der Raum u die Zeit erlauben mir nicht mehr zu schreiben. Ich grüsse euch Alle herzlich, an dich, lieber Vater! habe ich noch einen besondern Gruss; denn ich liebe dich, hier noch in weiter Ferne und vergesse dich nie, bis uns Gott wieder ewig vereint. O daß ich dich ewig bei mir haben könnte wie daheim. Auch die Gebrüder Walder grüßen ihre Schwester Anna herzlich u Herr Heinrich u dessen Frau ihre Eltern und Bruder aufs freundlichste und alle Kameraden, Konrad Weidmann grüsst Mutter, Vater u Schwester. Grüßet mir auch Heinrich Hauser und seine Mutter, wo ich viele Zeit gewesen bin; auch Hs Heinrich Hauser und alle in Nöschikon von des Caspars, auch berichtet das Meisters Sohn in Wart u. alle welche ich das erste Mal begrüßt habe.

Lieber Bruder Hs Heinrich! Wenn Du mir einmal schreibst, so schreibe mir auch, was es Neues gegeben hat, unsere Adresse kommt schon mit dem ersten Brief, wann wir an Ort und Stelle sind, jetzt müßtest an Vergueiro und er an uns schreiben.

Ich grüsse euch Alle, Eltern, u Gschwister noch einmal herzlich und verbleibe euer euch liebender Sohn u. Bruder.

(sig.) Johannes Albrecht

Ich wünsche Euch auf das neue Jahr Gottes Segen u gute Gesundheit.

(Erhalten am 13. Febr. 59)

St. Paulo d. 26. Christmonat 1858

Liebe Eltern u Geschwister, Brüder u Schwestern!

An euch Alle einen sehr freundlichen Gruss u Glück zum neuen Jahr. Endlich habe ich die Feder ergriffen um euch ein paar Zeilen zu schreiben, wie es hier ist und ich es in der Zeit erfahren habe, ohne Lügen, reine Wahrheit, ich hoffe nur, daß euch alle mein Brief in bester Gesundheit antreffen werde, wie er mich verlassen hat, denn ich bin Gottlob immer gesund, und war noch nie krank gewesen. Lieber Bruder, ich weiß daß ihr wundert, wie es mir gehe. Mir geht es, seit ich von der Colonie weg bin, sehr gut, wäre ich nie auf die gekommen, so könnte ich jetzt 1500–1600 Frcn haben, während ich jetzt nur 700 frc. erspart habe. Ich arbeite hier in St. Paulo an den Strassen, ich habe wie alle 4 frc. Lohn. Arbeitszeit von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr, dann gehts 1 Stunde zum Frühstück, Mittags 2 Ruhestunden, dann Arbeit bis 6 Uhr Abends, länger wird nicht gearbeitet; dann arbeite ich in der Zwischenzeit für einen Deutschen von Mainz Namens Jvao Rose, wo ich viele Tage 7–8 Frk. verdiene mit Pflaster aufreißen. Es sind unser 10 Schweizer, alles ledige: wir haben einen zum Koch gewählt für uns, auch haben wir ein Haus gemiethet, wo alle darin wohnen u schlafen können. Ich bin jetzt 1 Jahr in St. Paulo u bleibe wenigstens hier, bis ich einen Brief von Euch erhalten habe, denn mich verlangt sehr zu wissen, wie es um euch stehe u. was sich neues zugetragen hat, ich bitte, schreibe mir recht bald, ob der Vater noch lebe, ob mein Taufgötti Reinhard in Raat noch lebe, denn ich werde bald Ankunft deines Briefes an ihn gedenken, schreibe wie es Denzler u Glaser gehe in Amerika u ob noch Jemand dorthin gereist sei; wie es ihnen gehe, wo sie alle sind und was Neues sich in der Gemeinde zugetragen hat. Wie es hier ist, will ich dir so viel wie möglich schreiben, viel Zeit habe ich nicht dazu.

St. Paulo ist eine Stadt von ungefähr 30000 Einwohner, ist wie alle Städte gebaut sind, aus nur gestampfte Erden u hohlen Ziegeln, nur in Städten haben sie Fenster, u nur die Neubauten sind von Backsteinen, haben sehr schlechte Strassen gehabt, daß keine Wagen fahren konnten; 20 Kirchen u Klöster, in der Stadt rechnet man allein 1000 Pfaffen. Hier ist ein Gemisch von Menschen, daß wer von Europa kommt sich verwundert. Der Eingebohrene (Brasilianer) ist weiss, wie der Europäer,

nur schwarze Augen und Haare; Selten hat ein Kind blonde Haare, dann sagen sie, es wäre von einem Allemang. Neeger hat's hier mehr als die Hälfte nur Slaven, auch viele welche frei sind. Mulatten oder Baster in Menge, von diesen glaubte ich daheim, eine Hälfte weiss u eine schwarz zu sehen; nein, sie haben eine dunkle Farbe am ganzen Leib, sind nicht weiss u nicht ganz schwarz, aber eine grobe Race Menschen, weder Sitten noch religion. Portugiesen hats hier überall, weil sie sprechen können, sind hier aber nicht geachtet, sie führen einen ausgelassenen Lebenswandel wie die Brasilianer, Mulatten u Neeger. Nur die Deutschen, Engländer u Franzosen sind sich an europäische Sitten gewohnt, aber ja nicht alle wahr. Das will ich alles kurz nach einander erzählen, muß aber nicht auf ortographische Fehler achten, denn ich achte sie auch nicht.

Brasilien ist in Provinzen getheilt, in Jeder regiert ein Präsident, eine Kammer Assembly oder Regierungsrath, welcher auch Criminalgerichtssachen ausmacht. Doch hat jedes Städtchen oder Stadt sein eigen Gericht; die Verfassung ist sehr mild und gut, aber wenige achten sich geschützt in ihren Rechten, denn hier sind nur elende miserable Soldaten, baarfuss u schlecht gekleidet, anstatt der Polizei. Hat Einer eine Klage zu machen, so wendet er sich an Dr. Vondade, er ist Doctor und Advocat, ist sehr unparteiisch. Das kostet aber sehr viel Geld, wer kein Geld hat, kann nichts machen, Alles muss voraus bezahlt werden, das wissen die schlaun Brasilianer gut; Mord u Todschlag ist hier Tagesordnung; die Gerichte sind zwar streng dagegen, aber wie bekommen in den Urwäldern oder 50–70 Stunden zu laufen u doch nicht zu finden. Solche Criminesen hats viele in den Wäldern in Häuschen verborgen, bekommt man Einen, so hat er 20 Jahre Ketten; hat es niemand gesehen, so sucht man nicht nach, denn hier trägt Jedermann, wenn er ausreitet, eine Pistole, eine Fage, das ist ein grosses Messer in dem Gurte:, sei er arm oder reich, zu Fuß geht Niemand, Alles reitet, denn der ärmste Brasilianer hat ein Pferd, so reitet er Baarfuss, mit Spornen an die Füsse gebunden, einen verzehrten Hut u einen alten Mantel um sich gehüllt, in welchem er des Nachts schläft; Gemeine haben keine Betten, am Boden eingewickelt schlafen sie. (Kommt später mehr davon.)

Von Religion, Sitten u Gebräuchen.

Hier ist die Katholische Religion eingeführt, die Brasilianer, Portugiesen, Spanier, auch viele Deutsche bekennen sich zu derselben, aber o weh! nur dem Namen nach, selbst Katholiken sagen es, man treibe hier

Abgötterei; ich hoffte, Kirchen zu finden wie daheim. Als ich hier in die Kirche kam, täuschte ich mich, da waren weder Stühle noch Bänke, alle Wände und Winkel voll Bilder u Götzen. Inmitten der Kirchen sitzen die Frauen u Negerinnen am Boden u spielen mit ihren kleinen Hündchen, deren viele in der Kirche sind, neben ihnen ringsum knieen die Männer am Boden u unterhalten sich mit den Weibern, während der Pfaff die Messe liest, von Beten oder Andacht ist keine Rede. Wundern muß man sich nicht, denn von Religionsunterricht ist gar keine Rede, besonders für Kinder, denn die Pfaffen geben keinen Unterricht. Wann es eine Predigt in der Kirche giebt, muß sie mit 50 Millreis bezahlt werden. Schule halten kann Jeder, der schreiben u lesen kann, wer nicht arbeiten will, ertheilt Unterricht für Kinder im Lesen u Schreiben, weiter nichts, wer gern geht kann gehen, wer nicht will, kann es sein lassen, so ist es hier; Die jungen Leute sind roh u ungebildet, und die alten noch mehr. Wann hier der Gottesdienst angeht (wie sie meinen) so wird an die Glocken geschlagen, dann werden jedesmal viele Rageten aufgelassen, bei grossen Festen den ganzen Tag geschossen; ihr Gottesdienst besteht in Prozessionen, wo sie eine Menge Bilder herumtragen, sich vor ihnen bücken u knieen, mit Musik u Gesang begleitet. So unwissend u dumm das Volk zu behalten, ist den Pfaffen sehr lieb, weil sie selbst ausgelassen leben, denn die meisten gehen, weil sie keine Weiber haben, in die Hurenhäuser, die andern haben eigne Huren, was hier nicht für Sünde gehalten wird, ein Beweis davon giebt das: wir hatten einem Pfaffen ein Piano gebracht von Oswald, nur mußte ich warten bis der Neeger gewechselt hatte, denn wir haben von jedem Piano 4 Frk, da holte mir der Pfarrer eine englische Bibel, in Neujork deutsch gedruckt) er konnt ein wenig Deutsch lesen, so zeigte er mir das Capitel, wo Joseph u Potiphars Weib gemalt waren, dann fragte er mich: (Porge alle dies ungere mose Bouite) warum er nicht wollte mit der schönen Frau? Da antwortete ich, dass Ehebruch und Hurerei grosse Sünde sei vor Gott, dann sagte er: Elle bobu monte grande, nur Pekado, a deos nu falle, nade, nuntei bravo, brami mose bouite grianse dambe brami monta long nur brezise sabe de native, das heisst: er sei ein grosser Narr, das sei keine Sünde, a deos, oder Gott, sage nichts, er werde nicht böse; er habe auch eine Frau und 2 Kinder, das brauche die Nation nicht zu wissen, er müsse sie erhalten, so ists hier; Knaben von 13 u 14 Jahren laufen in die Hurenhäuser, es ist keine Seltenheit, daß Mädchen von 14 Jahren schon Kinder haben, fast ists nicht zu glauben u doch nur zu häufig; will man sie war-

nen, so sagen sie, der Pfarrer tuts auch, das ist nicht Sünde; so bringen sie hier das Leben durch, weil sie keinen Unterricht erhalten. Die Weissen und Schwarzen machen da keinen Unterschied; und warum das? weil der Brasilianer nicht arbeiten mag; ein Jeder, der etwas hat, hält auch Neeger, diese müssen arbeiten für sie, müssen pflanzen und Alles machen. Dann steht er mit der Peitsche hinter dieselben. Wer nichts hat, erhält sich mit fischen oder huren, so sitzen sie unter den Thüren am Boden bei einander; von Scham ist hier keine Rede, geht man durch die Strassen, so rufen sie Einem zu: o Patrizie non Goste bramische Landsmann, willst nicht zu mir? So verdorben bringen die Menschen hier das Leben dahin, dass es traurig ist; tausend junge Mädchen haben Kinder aber keinen Mann, denn es ist keine Schande hier; auch giebts Männer hier, sie haben viele Kinder, sind aber nicht geheirathet; Niemand wird gezwungen. Im Ganzen ists hier sehr schlimm, die Menschen verderben und das Land wird nie glücklich sein; denn in einem Lande, wo die Sclaverei herrscht, werden auch keine Gesetze gehalten. Hast du einen Brasilianer beleidigt, dann bist in Gefahr, Thut er's nicht selber, so stellt er einen Neeger an, der dir dann für 1 Frk. das Messer in den Leib stößt. Bei der Nacht ists gar gefährlich zu laufen. Die Brasilianer sind freundlich; wenn man sie gut hält, so helfen sie mit was sie können, sie sind auch gesellschaftlich; fühlen sie sich aber beleidigt, dann suchen sie dich wegzuräumen, haben sie einen gemordet, so gehen sie eine Zeit fort, dann kommen sie wieder, dann sagt Niemand nichts mehr, besonders einen Europäer, der hier keine Verwandten hat um zu klagen. – Lieber Bruder, du glaubst vielleicht, daß es hier, wo es immer Sommer ist, sehr schön sein müsse, wo die Natur immer schön ist u nie ganz abstirbt, nur ein paar Monate vom Mai bis Herbstmonath ein wenig trocken ist, dann man wieder anfängt zu pflanzen u wieder alles zu treiben u zu wachsen? o da würdest du dich irren, denn wenn wir spazieren wollen, so wissen wir nicht wohin; gehen wir in die Stadt, was hat man dann für Vergnügen, in den Straßen begegnen dir überall schamlose Menschen, welche Unfugen treiben, besoffen von Schnapps. Bettler aller Arten, welches hier erlaubt ist, keine Spaziergänger, wüste Strassen, in welchen das Geschrei der vielen Papageien dir zuwider ist; was mir am besten gefällt in die Wälder, da giebt es noch mehr Vergnügen, aber ohne Gewehr nicht. Da mußte ich einmal lachen. An einem Sonntag gingen wir in den Wald; wir hörten ein Gepfiff auf den Bäumen, da sahen wir eine Menge Affen; wir warfen Holz hinauf u flink brachen sie dürre Aeste ab u war-

fen sie hinab. Endlich hat Einer geschossen, so waren alle auf der Flucht. Die Jagd ist hier das einzige Vergnügen, das man hat. Gesellschaften sind hier keine; dann wohin? Wirtshäuser wie daheim hats nicht, ein einziger Gasthof für Herren. Wer trinken will da ist in allen Straßen eine Art Läden, welche Schnaps, Scheierbar (?), Rhum, Goschas (?), Agmardoute, Fortl, auch Wein französischer, portugiesischer und spanischer; aber er ist sehr theuer, die Flasche kostet 1½, 2–3 Frk., aber eine Halbe ist genug für den Mann; das Brod ist nicht so theuer, das Mehl kommt von N. Amerika, Das Fleisch kostet pr lb 7 Wentine oder nach unserm Geld macht der Wentine gerade 1 alter Schilling. Das Schweinefleisch kostet 12 Wentin, das Schmalz 1 Dick (?), Butter 3 Fr. deutsche Kartoffeln die Allgove 5 Fr, Zucker 7 Went., Caffé 8 Went., die Flasche Schnapps 1 Fr., ein Paar Schuhe 15 Fr., Stiefel 30 Fr., die Kleider sind etwas billiger, denn hier kauft man gemachte Kleider, so ist hier alles nur seit 2 Jahren um die Hälfte gestiegen durch die Einwanderung, aber warum? Das werdet ihr fragen in einem neuen Lande. Der Verdienst ist hier gut, wer arbeitet hat überall Beschäftigung, besonders Handwerker haben grossen Lohn; Wagner u Schmide haben im Tage 3 Milreis oder 9 Fr., im Accord noch mehr, Maurer 2–3 Milreis, Zimmermann 4–5 Milreis, Schuhmacher hat Accord verdient 2–3 Millreis, der Schneider ebenso, ein Landarbeiter hat bei einem Bauer oder Gutsbesitzer 15–20 Millreis monatlich, der Mill hat 3 Fr. 2 W. Die Kost kommt uns jeden Monat auf 7 oder 8 Millreis den Mann; unsere Kost ist meistens Bohnen, Farin, Fleisch, Kafe, Kartoffel, u Brod. Das ist hier im Lande die Hauptspeise. Aber man muss fragen, wer arbeitet? wer pflanzt alles? woher kommen die Lebensmittel? Das glaubt nur der, wer hieher kommt, dass es hier noch so schlecht eingerichtet ist u es wird wohl nicht besser kommen, so lange der Kaiser nicht alle Neeger frei giebt u Kaiserliche Colonieen bildet. – Daß der Einwanderer wann er hieher kommt, viel betrogen wird, kommt viel daher, weil die Meisten Heimathschulden haben u auf Kontract hieher kommen, wo sie den Gutsbesitzern mit den Schulden übergeben werden, um ihre Schulden da abzuverdienen; solche Gutsbesitzer sind hier viele; diese kaufen das beste Land auf oder haben es schon bei Tundenweits, wo sie nur Neeger darauf haben, welche dann Cafeberge u Zuckerrohr anlegen, auch Thee-Plantagen, die Wälder umhauen und mit Maise anpflanzen, dann wieder Cafe darein u Zuckerrohr, und weil jetzt keine Neeger mehr kommen, so lassen sie die Leute kommen von Europa. Kommt ein Schiff an, so melden sie sich, wie viel

sie brauchen können, versprechen ihnen die Hälfte Gewinn; sind sie einmal hier, so halten sie das erste Jahr den neuen Colonisten gut, aber dann wird er immer mehr betrogen, denn der Gutsbesitzer ist nicht so eingeschränkt, in seinem Gute ist er allein Herr, ohne seine Erlaubnis darf Niemand in sein Gut kommen, sonst hat er das Recht, ihn zu erschies- sen. Was will dann der arme Kolonist machen, wann er kein Geld hat; das Gericht ist theuer u will baar bezahlt sein; so kommt es, daß sie es oft sehr schlecht haben; u woher kommen die Lebensmittel ? Alle von den Gutsbesitzern, was durch die Neeger und Colonisten gepflanzt wird, und dann muß alles mit den Maulthieren, welchen man Säcke u Körbe anhängt oft 20, 50–100 Laguas (1 Laguas = 1 Stunde) weit transportiert werden bis nach einer Stadt, darum ist alles sehr theuer, denn mit Wagen kann nicht gefahren werden. In der letzten Zeit ist aber auf allen Colonieen protestiert worden und haben an den Kaiser appelliert, ist aber bis jetzt noch nicht ausgemacht; würden sie den Contract halten, so hätten es die Colonisten viel besser als ein Arbeiter; aber der Brasilianer meint, er könne machen was er wolle auf seinem Eigenthum, darum wenn neue Colonien gegründet würden vom Kaiser auf eigen Land, so wäre es besser für das Land, es würde mehr gepflanzt, darum wenn später wieder Leute kommen sollten, so komme er nicht auf Contract der Gutsbesitzer sondern des Kaisers, sonst bleibe er lieber zu Hause, besonders wenn er Schulden hat u nicht gehen kann wo er will, denn bei einem Herrn kommen die meisten noch in Schulden, denn diese geben den Colonisten keine genaue Rechnung ab u sind oft 50 Laguas entfernt vom Gericht. Nur wer keine Schulden hat, kann hier sagen, ich will Eigenthum ankaufen, aber nur wenn er weiß, welches daß gut ist; denn hier ist das Land durchaus nicht alles gut, wie man es sagte. Die meiste Erde ist roth; die schwarze Erde ist meistens in Thälern, wo es sumpfig und schlecht ist, nur wo es gebirgig ist u große Waldungen hat, da ist es gut. Besonders muß sich der Käufer achten, wo keine oder wenig Ameisen sind. Diese sind hier eine Plage u werden Furmigen genannt. Was man gepflanzt u es schön kömmt, so tragen diese in einer Nacht alles fort, die Einen beißen ab u die andern tragen fort; so leeren sie ganze Bäume voll Blätter u ganze Felder; sie haben eine Zange am Kopfe, mit der beißen sie ab u tragens auf dem Kopfe fort, was sehr merkwürdig ist für den, ders noch nie gesehen hat. Darum liebe Brüder, hat es auch hier seine Plagen, obschon man immer pflanzen kann. Das Beste was hier gedeiht, sind Kartoffeln, 5–6 Arten, am besten die Euro-

päer zum pflanzen. Ein Aargauer Kaspar Thut, hat deutsche Kartoffeln gepflanzt, nun kann er, wenn er will, immer setzen, das ganze Jahr, nur nicht am gleichen Orte. Dieses Jahr hat er 4 mal ausgethan u alle waren schön u gut, nur muß man sie behandeln wie in Europa, dann werden sie schön, immer solche setzen, welche Keime haben, sonst gibts nichts. An Weizen oder Korn ist nicht zu denken, die Sonne soll das Blust verbrennen, Gersten u Hafer gibts, sonst kann sich der Einwanderer auf nichts Grossartiges verlassen; wer nicht vermag Schweine u Vieh zu kaufen. Auch Weinbau haben schon viele gehalten, die Reben wachsen schnell und schön; große und viele Trauben gibts, welche im Januar reif werden u sehr gut sind, aber keinen Wein zustande gebracht, entweder ist er lind, oder schwarz oder Essig geworden, darum täuscht sich Jeder, der hieher kommt, das als das gelobte Land gepriesen wurde. Nur ledigen Personen, welche sparsam sind, ist es doch hier besser wegen dem Verdienst; Familien aber, welche kein Geld haben und nicht auf Kaisers Land können, sollen nie hieher kommen, ich glaubte es nicht bis ich es sah; von Hunger rede ich nicht, das muß, wer arbeitet nicht leiden; aber Klima, Heimweh u schlechte Kost dazu u schwere Arbeit machen die Leute, wenn sie keine Schulden hätten, hier krank; viele sind daran gestorben; so ging es den Colonisten von Jbikaba, welche auf Spinitos Santos auf eigen Land gereist sind, es soll dort sehr fruchtbar sein, aber es liegt tief u an einem Fluss; so sind laut Bericht alle ausgestorben, darunter auch Gottschall, Schneider u seine Frau u noch viele Schweizer u Franzosen. Das Fieber ist in den Niederungen, weil hier was tief liegt, sumpfig ist u keine Winde herschen; da ist die Sonne furchtbar drückend, hier ist es schon 3000' ob dem Meere, dann 2 Stunden von Santos einwärts liegt der Kubetoner Berg 2500' hoch, von welchem man die schönste Aussicht auf das Meer hat. Allen Küsten nach ist es hier ungesund, weil sie sehr tief liegen; landeinwärts aber ist alles sehr gebirgig, denn es ist ein sehr gebirgiges Land hat hier überall gesundes Quellwasser, Krankheiten herrschen hier sehr schlimme, besonders für die, welche ein wüstes Leben führen, die Nervenkrankheit, eine Art Fieber, aber nicht gefährlich, die Laperus-Krankheit, die ist hier sehr gefürchtet, befällt meistens Brasilianer oder Neeger, sie müssen in Wäldern schlafen, denn mit Menschen können sie keine Gesellschaft mehr haben, weil es erblich und unheilbar ist. Mondsüchtige, welche sich immer in's Dunkle flüchten u ganz verrückt sind, dahier ists verboten ungedeckt am Mondschein zu schlafen, auch der Sonnenstich kommt vor, besonders

wer den Kopf nicht bedeckt; auch sind dieses Jahr die Blatern oder Pocken hier ausgebrochen; an dieser Krankheit sind hier einige tausend gestorben, denn hier ist noch niemand geimpft gewesen bis jetzt als die Deutschen impften, von Denen nicht einer starb; von dieser Krankheit, die so entsetzlich ist, daß man sich fürchten muss, wer nicht geimpft ist, daß man fast nicht glaubt, daß es den Menschen so abscheulich machen könnte, besonders Mulatten u Neeger, auch fürchtet man, daß sie dießes Jahr wiederkehre. Cholera herrscht nur in Seestädten u alle welche frisch hier ankommen, haben das erste Jahr mit Krankheiten zu kämpfen, 1. den Durchfall u kein Apetit, geschwollene Füße u Beine, so fängt die Climaveränderung an; nur wer sich gerade an die hiesigen Speisen gewöhnt, der ist bald gesund, denn andere Speisen wie daheim sind sehr theuer, eine große Veränderung wäre möglich, wo viele Deutsche sich auf eigen Land ansiedeln würden, welches hier sehr wohlfeil ist u ohne viel Zeit zu gebrauchen, denn hier schlägt man ein Stück Wald nieder, verbrannt es u dann pflanzt man Mais u Mandioken, Bohnen, Kürbise, Reis in Menge, ohne viel zu arbeiten. Vieh und Schweine lässt man das ganze Jahr laufen. Caffé u Zuckerrohr trägt in 3 Jahren schon ziemlich ab; so könnte man, wo ziemlich beisammen wären, in einigen Jahren schuldenfrei sein; denn auch Hühner u Enten tragen viel Geld ein, und ist eine Sorte reif, so kann man wieder Anderes pflanzen; man könnte einander rathen u helfen. Mit ringer Mühe ist nach hiesiger Art ein Haus gebaut, oft ohne Thüren und Fensterläden, denn nur Mittags sucht man Schatten u des Nachts Ruhe darin. Auf dem Lande sind sie meistens mit Stroh bedeckt. Der ersten Colonie, die auf Kaisers Land u Eigenthum angelegt wird, schließe ich mich an, wenn es Deutsche sind, sonst nicht. Die Colonie Petroplis war vom Kaiser angelegt, jetzt sind Alle reich, haben Kaufläden u Häuser u eigenes Land, denn der Kaiser soll einsehen, daß die Colonisation zu Grunde gehe unter den Gutsbesitzern, die das Geld behalten u den Colonisten Schulden aufschreiben anstatt Verdienst oder Guthaben, denn schon vielen Besitzern sind alle Colonisten vom Kaiser u Consul weggenommen worden, wegen schlechtem Verdienst, so auch wo Bucher u Hauser waren in Ubatuba; sie sollen auf eine bessere gekommen sein; alle Schulden mußte der Herr an sich selbst haben, sie kamen schuldenfrei fort wie die Familien in Jbikaba; der Herr mußte alles verlieren. Jakob Volkart u seine Frau nebst andern sind jetzt auf Monatslohn bei einem Besitzer, auf die Person, klein oder gross, 10 Millreis, wenss nur Caffé pflücken kann, nebst Kost, das macht für eine Fa-

milie schön aus; die welche aber noch auf Contract bleiben oder müssen, die haben Alle, wenns gerechnet wird, noch Schulden dazu; so gehts auch Franz Volkart, denn er u seine Frau sind immer krank. Wenn die Colonien der Gutsbesitzer aufgehoben, ist noch unbestimmt, der Kaiser will es, aber es geht nicht so leicht, aber er habe gesprochen, er wolle sein Land nicht immer unbevölkert von freien Menschen haben, sein Land müße besser befördert sein; darum kann's auch hier später gut kommen; dann die Slaverei ist von außen gehoben, aber im Innern ist sie noch sehr stark, denn sie vermehren sich stark. Es giebt Herren, welche 50–60 junge Neeger allein verkaufen; 1 Neeger von 10–12 Jahr kostet jetzt 2000 Millreis, stirbt er, so ist Alles verloren; dennoch kaufen sie immer, weil sie sich gewohnt sind, mit Neegern umzugehen, denn diese müssen für sie arbeiten u sie erhalten, weil sie zur Arbeit nicht taugen. Ihr werdet glauben, der Braslianer sei allein an diesem Uebel schuld hier. O nein! Die größte Sünde gebührt den Deutschen, Franzosen u Engländern, welche um schnell reich werden zu wollen, diesen Handel treiben. Noch sah ich keinen Eingeborenen aber Deutsche, welche solche junge Neeger aufkauften, 2–300 auf einmal dahier verkauften u dann versprochen, noch mehr zu holen. Diese Elenden, haben sie kein Geld u sagt, er wolle Slaven einkaufen, so haben sie bald von den Herren hier, welche große Güter haben, Geld u Credit genug, er selber, der hiesige, ich weiß nicht warum, getraut sich solches nicht, denn sie müssen oft weite Reisen machen, bis sie wieder einen Transport eingehandelt haben; Dann bringen sie es wieder hier auf den Markt, wo sie es dann um die Hälfte theurer verkaufen können. Ich mag die Szenen, welche da vorkommen, wenn sie oft von einander geschieden werden die Brüder, oder Kinder von Eltern, nicht alle nennen, denn meine Augen würden mir zu naß, nur den Abschied der Neeger euch bekannt zu machen. Werden zwei Liebe getrennt, so stehen sie 5–6 Schritte von einander, schauen einander an, dann gehen sie 2 mal so zusammen u umarmen einander unter Thränen bis man sie losreisst, dann folgt ein Kuß zum Abschied, dann schauen sie zum Himmel empor u beten: o Wase gristen brami gausadu Oe Oere gere foi na seo bravose nunteimeis kativ, das iat: o Jesus Christ, ich bin müde auf der Erde, nimm uns in den Himmel, dann sind wir keine Slaven mehr; dann schauen sie einander nicht mehr an, sondern verhüllen ihr Gesicht bis Eines fort ist. So scheiden diese, welche so roh erzogen u ungebildet sind. Von den Gefühlen u Gedanken der bessern Deutschen könnt ihr euch wohl denken, aber auch den Fluch von

seinen eigenen Landsleuten zu hören u zu denken noch mehr, könnt ihr selbst überlegen. Das liebe Brüder! kommt hier von Solchen, welche ihre Heimath verlassen, um hier einen großen Reichthum zu sammeln. Diese sind ganz kaltblütig, schauen mit Verachtung auf die Slaven, übertreffen an Strenge noch weit den Brasilianer. Mögen sie weinen oder klagen, das hilft nichts, mit der Peitsche in der Hand bringt er sie zum schweigen. Haben sie dann ihren Zweck erreicht so kehren sie wieder als reiche u brave Männer nach ihrer Heimath wie Parawizini u Bräm in Baden u noch viele, welche in der Schweiz u in den Rheingegenden bei Mainz sich jetzt aufhalten, mögen sie groß scheinen, der Fluch u ungerichtetes Gut mit Blut befleckt, wird einst ihr eigen Gewissen wider sie zeugen; auch mein Fluch wie von Allen wirt ihnen gewünscht, diesen Elenden. So gehts hier mit der Slaverei im Innern. Dann müßt ihr euch aber ja nicht weiß machen lassen, daß man die Deutschen als Slaven behandle oder vielmehr betrachten dürfe; das sind durch aus große Lügen. Besonders wer keine Schulden hat, der lebt hier ganz frei; er kann treiben oder machen, was er will; von Abgaben ist hier keine Rede, denn bis jetzt sind alle, welche als Colonisten herein kamen, auf Vergueiros Contract gekommen mit Schulden von der Heimath und auf Vorschuß von den Herren, wo sie dann auf ihre Colonien spediirt wurden durch einen Führer, wo ihnen Caffé u Land zum anpflanzen angewiesen wurde. Auch da sind es die Deutschen, welche an diesem Uebelstand schuld sind; weil lauter deutsche Colonisten waren, mußten die Herren, weil sie nicht deutsch konnten, solche Directoren wählen u mußten ihnen großen Lohn geben. Das sind meistens Flüchtlinge, welche ihre Heimath nicht mehr betreten dürfen. Diese machten den Anfang, sie wollten beim Herrn sich einschmeicheln, weil alle müssen sprechen können. Erstens werden sie an den Lebensmitteln betrogen und dann am Caffé, denn eine gesetzliche Rechnung wird nie abgegeben u weil alles portugiesisch ist, so kennt der Deutsche es nicht; kommt er zum Herrn, so sagt er, er habe einen Director; so werden die Herren aufgewiesen durch die Directoren handeln eigenmächtig auf ihren Colonieen, ist aber nicht gesetzlich und wird je länger desto mehr untersucht. Auch diese Herren entgehn den Gesetzen nicht, denn schon viele sind bestraft worden u man ist der Hoffnung, daß ihre Lage so viel als möglich verbessert werde, weil sie auf allen Colonieen protestirt haben an den Kaiser u schon einigen Untersuch aufgenommen worden im Namen des Kaisers, wo sich gezeigt, daß nicht nach Contract sondern eigenmächtig bezahlt wor-

den; wird aber bald anders kommen, denn der Deutsche läßt sich nicht so behandeln, das haben sie schon erfahren; aber sie haben den Glauben, wer Schulden habe sei ja doch nicht frei, mit dem müsse man ihm arbeiten bis er frei sei. Das ist nicht so. Hat man einen Herrn, der die Schuld übernimmt, so muß man Einen gehen lassen u wenn er nicht wollte. So ists aber nicht bei den Slaven; diese Freiheit haben sie nicht. So verhält sichs mit den Colonisten hier. Glaubet nicht, dass es Lüge sei.

Noch will ich euch Etwas schreiben. Es mag früher oder später Jemand hieher oder nach Nord-Amerika wollen, so ist das erste, dass dir Deutsche entgegen kommen, welche meistens schon dir neue Sprache kennen; Du bist doch ein Deutscher ? ruft er dir zu; ja, das bin ich! sagt man froh; das bin ich auch! u so fängt dieser mit dir Gespräche an, wie du es machen u wohin du müssest und wie er es gut mit dir meine. Das sind die Deutschen, die dich ins Unglück bringen, wenn du ihnen folgst; thun sie es nicht öffentlich, so haben sie ihren geheimen Kameraden an der Hand, die er dann unterrichtet, wie sie dich fangen u sich nachher dann mit einander freuen. Lieber ist mir da der Eingeborene, solches thut er nicht, er sagt ja oder nein, was er dann thut. Solche Deutsche hats hier. Viele arbeiten nichts, betrügen die Brasilianer wie die Deutschen, saufen den ganzen Tag u so geht ihre Zeit vorbei. So hüte sich ein Jeder vor denen welche dir nachlaufen oder rufen; wer redliche Geschäfte hat, sucht Niemand, man muß ihn suchen hier, weil es nie an Arbeit fehlt, wer nur will; Gute sieht man nicht müßig stehen, hier ists Schande. Ich habe auch vieles bemerkt, aber noch lange nicht alles, denn es wäre mir nicht möglich. Es giebt wie überall gute u schlechte Menschen, denn mit der Veränderung des Climas ändert sich die Gesinnung bei vielen, wo man nicht glaubte, besonders, wenns ihnen nicht gerade nach ihrem Wunsch geht. Mir ist Gottlob bis jetzt immer gut gegangen u hätte daheim nie etwas ersparen können; so habe ich doch die Hoffnung, daß ich mir in wenigen Jahren ersparen kann, daß ich mir in meinem Alter helfen kann; sei ich hier oder geh ich nach Norden; denn wenns mir hier nicht mehr gefällt, so reise ich weiter; u sollte ich wieder heimkehren, was ich noch lange nicht denke, so kann ich sparen, daß ich mir selbst helfen könnte, denn wer hier sparen will, hat bald Etwas. Ich denke oft an solche junge Knaben, welche arm sind; sie arbeiten u sparen, u doch bleiben sie arm, besonders wenn sie noch heirathen, u dann mit Weib u Kindern der Gemeinde zur Last fallen. Wie drückend u

schwer muß es solchen Familien fallen, nie wieder aus den Schulden zu kommen, weil ich es weiß. Oft habe ich gedacht, wenn solche Junge könnten fort, in etlichen Jahren könnten sie für das Alter etwas ersparen; denn wer sich getraut in die Welt hinaus wird von selbst lernen für sich sorgen. Die Reise auf dem Wasser ist nur in engen Kanälen gefährlich, auf offener See aber nicht, es sollte dann Feuer ausbrechen, was bald gelöscht wird. So Gott will, will ich noch eine Reise auf dem Meer machen; denn wer einmal gereist ist, fürchtet sich nicht; wohin, weiß ich jetzt noch nicht. Noch einmal, wenn's noch nicht verboten ist, so warne ich, doch keine grossen Familien mehr auf Contract der Gutsbesitzer hieher zu bringen, bis es vom Consulat geschrieben wird auf Kaisers Land, dann habt ihr keine Gefahr, euch zu bedenken; wer aber ledig u jung ist, dem schadet eine solche Reise nicht u wird ihn nicht gereuen. Nicht daß ich Jemand rufe, zu kommen; nein, wer sein Auskommen immer findet u keinen Mangel leidet, bleibe daheim, denn es giebt nur ein Deutschland, das vergesse man nicht. Ich aber habe das, was mich zum Auswandern gestimmt hatte, das habe ich jetzt erreicht u tauschte nicht mehr in meiner Lage zurück, bis ich habe, daß ich sein kann; so lang bleibe ich jetzt allein, denn hier ist es besser, für sich allein zu sein, wer zu Geld kommen will. Daß es hier noch nicht besser kommt ist gewiß; denn jetzt bauen sie Eisenbahnen u Straßen, auch Dampfschiffe, so kommt später mehr Verkehr und immer mehr Verdienst. Daß Brasilien wie Deutschland oder Nordamerika gleichgestellt werden könne, kommt nie dazu; erstens hat's viel schlechtes Land, zweitens haben die Herren das Meiste als Eigenthum, u dann die Gottlose Sklaverei macht das Land unglücklich zuletzt, denn es hat schon mehr Slaven als Freie; denn ich glaube selbst, es sei Nordamerika besser sich ansiedeln als hier, weil dort noch viel Land dem Staate gehört. So möchte ich doch wissen, wie es den andern dort gehe u ob Johannes Albrecht noch zu seinem Bruder gereist sei; ob Heinrich Hauser noch zu seinen Schwestern gereist sei oder nicht, kurz wie sie Alle heimschreiben, welche abwesend sind, dann ich mache vielleicht mit Cameraden noch eine Reise; denn wenns hier nicht besser kommt, daß sich viele Deutsche auf eigen Land ansiedeln, so bleibe ich nicht hier; ich erwarte also mit Verlangen einen Brief von euch. Was ich bitte, ist das, mir alle Neuigkeiten zu schreiben, man vernimmt hier wenig, nur in Pedroplis ist eine deutsche Zeitung, welche alle Monate kommt. Mich wundert wie es allen Schwestern u Brüdern gehe, wer gestorben oder was sich sonst in der Gemeinde zuge-

tragen hat, ob alles theuer oder wohlfeil sei, ob meine Kameraden geheirathet haben.

Ich hätte euch schon lange geschrieben, aber ich hatte immer im Sinn nach Rio, es wurde mir aber abgewehrt, weil gerade das Fieber dort herrschte, so blieb ich hier, auch Weidmann ist hier in der Stadt. Ich finde es für mich gut hier, denn Arbeit ist genug hier und sehr gesund, aber die Zeit ist immer kurz u sind unser viel beisammen in dem Hause; so wählte ich gerade die H. Weihnacht zum schreiben. Ich mußte alles sehr flüchtig schreiben, denn zu schreiben ist wenig Zeit. Wenn du mir schreibst, so bitte, schreibe mir Familienangelegenheiten in einem besondern Zedel, besonders was mich angeht, denn ich muß den Brief doch allen vorlesen, wie andere auch; wann ich später wieder schreibe, so will ich dir mehr Neuigkeiten schreiben; schreibe mir alles getreu, wie ich es gethan habe, obschon ganz kurz; denn hier hat der Arbeiter keine vorige Zeit dazu.

Nun so will ich für diesmal schließen mit dem Briefe u grüße alle, den Vater, (wenn er noch lebt soll er mir doch unterschreiben) die Mutter, alle Brüder, Schwestern u Schwäger vieltausend Mal. Ich hoffe, dass euch mein Brief in bester Gesundheit antreffen werde. Ich grüße alle Freunde, meine Kameraden grüsse ich Alle. Wann du mir schreibst, so mache die Adresse wie sie hier ist, so können es alle Deutschen lesen u kennen mich.

Jlmo Sr Joao Alberto em San Paulo

Provincia de San Paulo – Brasil

Noch einmal grüße ich euch herzlich euer euch liebende Sohn u Bruder
(sig.) Johanes Albrecht

Jlmo Sr Joao heisst: an Herrn Johannes, oder Schwung Albrecht, – nach hiesiger Sprache.